



3

de Seite  
Schriftbau  
und Platte

## Tischgespräch

# Wir müssen es unbedingt den Jüngeren erzählen!

„Frau Schmitz“ von Lukas Bärfuss kam gerade im Pfauen zur Uraufführung, die Bühnenbildnerin Muriel Gerstner erarbeitet zurzeit mit dem Regisseur Sebastian Nübling das Projekt „In Formation“ und der Theatermacher Milo Rau probt mit SpielerInnen des Ensembles und dem Theater HORA ein Projekt zu Pasolinis „Die 120 Tage von Sodom“. Wir haben die drei im charmanten Ambiente des Malsaals im Schiffbau zu einem Abendessen geladen und ihnen dabei zugehört, wie sie sich über ihre Projekte, über Erzählformen und aktuelle politische Entwicklungen unterhalten haben.

*Die drei Gäste begrüßen sich. Nach einem langen Probenstag, für Milo Rau sogar ohne Mittagessen, freuen sie sich auf etwas Warmes. Cornelia Wettstein vom Kantinenteam serviert Marronisuppe, selbstgebackenes Brot, eine Käseplatte und Wein.*

Lukas Bärfuss: Wo wohnt ihr jetzt?

Muriel Gerstner: Ich pendle meistens. Ich wohne in Nidau in der Nähe von Biel.

Milo Rau: Und wie kommst du in dieses Dorf?

MG: Zufall! Wir haben einfach was gesucht, das schön, gross, bezahlbar ist. Allerdings habe ich während meiner Ausbildung zur Theatermalerin am Berner Stadttheater schon mal in Biel gewohnt. Also erst war ich anderthalb Jahre in Bern und dann bin ich nach Biel gezogen. Und ich habe aufgeatmet, man kommt einfacher ins Gespräch mit den Menschen.

LB: Ich war auch in Biel. In Biel wurde ich eigentlich erst zum Schriftsteller. Ich habe quasi dasselbe erlebt. Aus diesem Bern raus, um in Biel frei atmen zu können. Jetzt wohne ich in Zürich.

MR: Ah.

LB: Seit April fast 20 Jahre. Ja, meine Kinder sind Zürcher geworden.

MG: Und sprechen auch Zürichdeutsch?

LB: Ja. Nur wenn sie mich hochnehmen, veräppeln wollen, sprechen sie Berndeutsch.

Sonst sind sie total verwurzelt in Zürich. Etwas, was ich mir nie hätte vorstellen können.

MR: Ja, skurril.

MG: Wo lebt ihr?

MR: In Köln.

LB: Ist das dein Lebensmittelpunkt?

MR: Ja, der ist in Köln. Zuerst haben wir zwölf Jahre in Berlin gewohnt, aber dann kam die zweite Tochter. Ich bin ja sehr viel unterwegs und meine Freundin hat Familienanhang in Köln. Gleichzeitig ist Köln für mich ideal gelegen, da ich viel in Belgien und Frankreich arbeite – nach Brüssel kann ich fast pendeln. So sind wir dann nach Köln gezogen.

MG: Was hast du mit den Belgiern gemacht?

MR: Wir haben vor etwa zehn Jahren angefangen, mit belgischen Partnern Koproduktionen zu machen. Ich mag den Stil der belgischen Schauspieler sehr: dieses Intellektuelle, Unabhängige und doch sehr Spielerische.

*Alle drei einigen sich darauf, Weisswein zu trinken. Rund um die von Bühnenbildassistentin Selina Puorger liebevoll angerichtete Tafel werden Kerzen angezündet.*

LB: Ich war jetzt gerade bis Samstag in Den Haag auf einem Festival, das „Crossing Border“ heisst und eine Mischung aus Musik- und Literaturfestival ist. Den Haag ist eine

wahnsinnig schöne Stadt. Das Mauritshuis beheimatet eine der drei schönsten Kollektionen mit Rembrandts, darunter die „Zwei Mohren“ und das letzte Selbstportrait. Also ich war dort und ich brauchte gar nicht in einen Coffeeshop zu gehen, ich war ohnehin schon high. Und dann diese so protestantisch bescheidene und trotzdem prunkvolle Atmosphäre, das ist wirklich etwas Besonderes.

MG: Ich finde die Holländer und ihr Verhältnis zum Bauen wirklich inspirierend, wie sie zum Beispiel die Moderne weiterführen. Jedes Mal, wenn ich von Nidau nach Zürich fahre, denke ich: Unser schönes Land und ein architektonischer Albtraum reiht sich an den nächsten.

LB: Ja, das ist eigentlich erstaunlich, warum das ausgerechnet in der Schweiz passiert ist, diese „Verhässlichung“.

MR: Ausser in den französisch geprägten Städten, die ja auch meist eine gewisse Schönheit haben. Da gibt es diese Inszenierung des öffentlichen Raums, beispielsweise diese Boulevards. Da hat das Bürgertum im 19. Jahrhundert eben mal richtig durchgegriffen.

LB: Das ist ein interessantes Thema, das mich auch beschäftigt. Das mit dem 19. Jahrhundert. Gerade in unserer Zeit gilt das 19. Jahrhundert eigentlich als letzte grosse kulturelle Prägung.

MG: Meinst du für dich oder generell?

LB: Nein, generell! Die Filme der Gebrüder Lumière sind neu editiert worden in einer wunderschönen Ausgabe. Die Rollen waren immer fünfzig Sekunden. Die sind perfekt. Da ist alles enthalten. Es gibt die Aufnahmen, die Inszenierung, die kannst du nicht besser machen, als von diesen Erfindern des Films. Die Ankunft eines Zuges im Bahnhof zum Beispiel oder wie die Leute die Fabrik verlassen. Es ist eigentlich alles vollendet. Und du hast das Gefühl, das, was nachher kam, sei eigentlich ein Rückschritt der Mittel. Ich habe neulich in der Filmhochschule in Ludwigsburg einen Workshop zu der Serie „Homeland“ gemacht. Ich habe sie mit den Romanen des 19. Jahrhunderts verglichen, mit jenen von

Dickens vor allem, und du siehst einfach, dass all diese Mittel, die jetzt als innovativ gefeiert werden, da schon entwickelt waren. Aber wie geht es dir eigentlich gerade bei der Beschäftigung mit Pasolini?

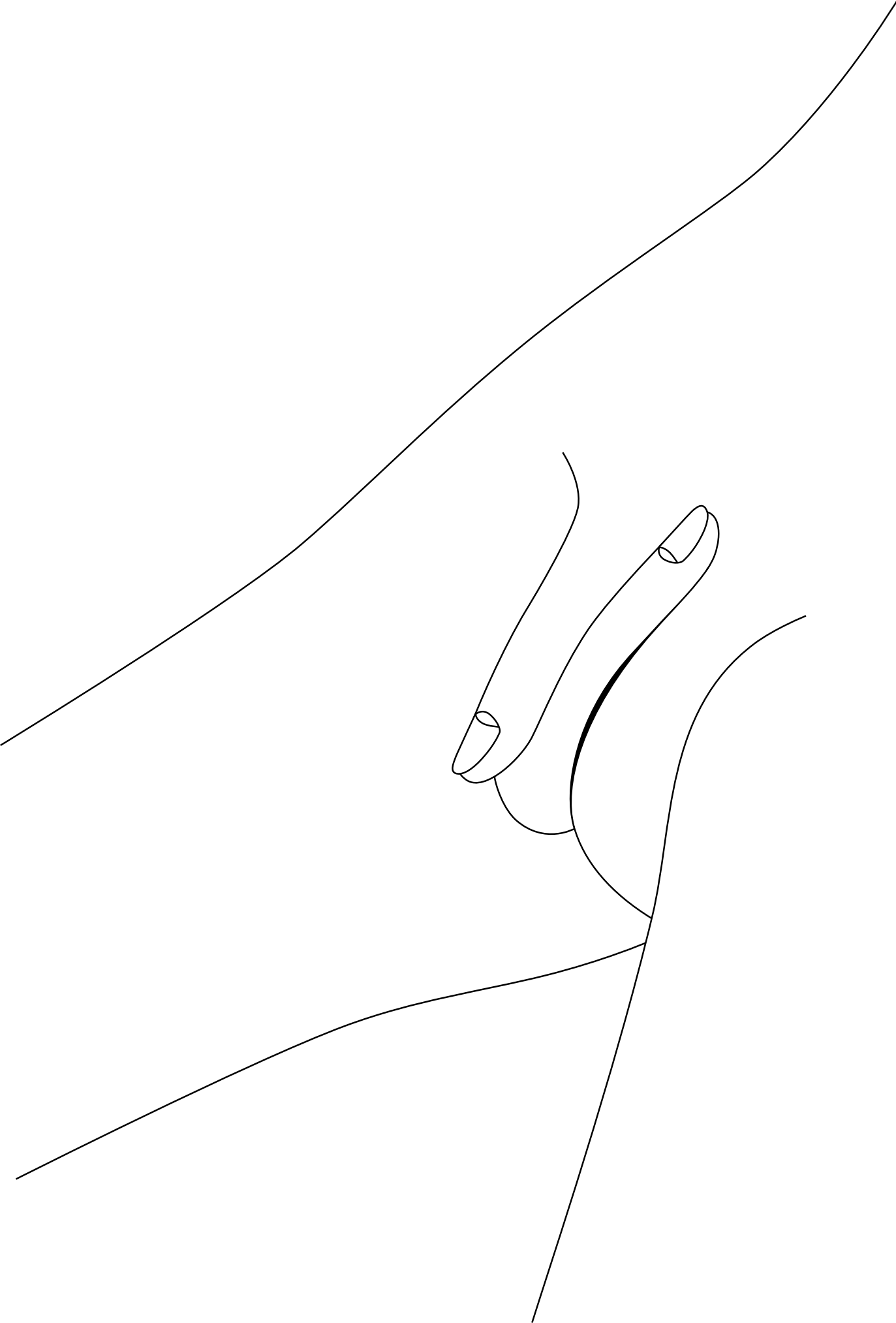
MR: Ich habe in den letzten zwei Wochen mit dem kompletten Ensemble alle wichtigen Pasolini-Filme angesehen. Aus den Reaktionen der „Horas“ habe ich dann wieder gemerkt, wie fundamental das Medium Kino eigentlich funktioniert, wie viel Konzentration das braucht, wenn du – was ja Pasolinis Stil ist – fast durchgehend Grossaufnahmen von schweigenden Gesichtern hast.

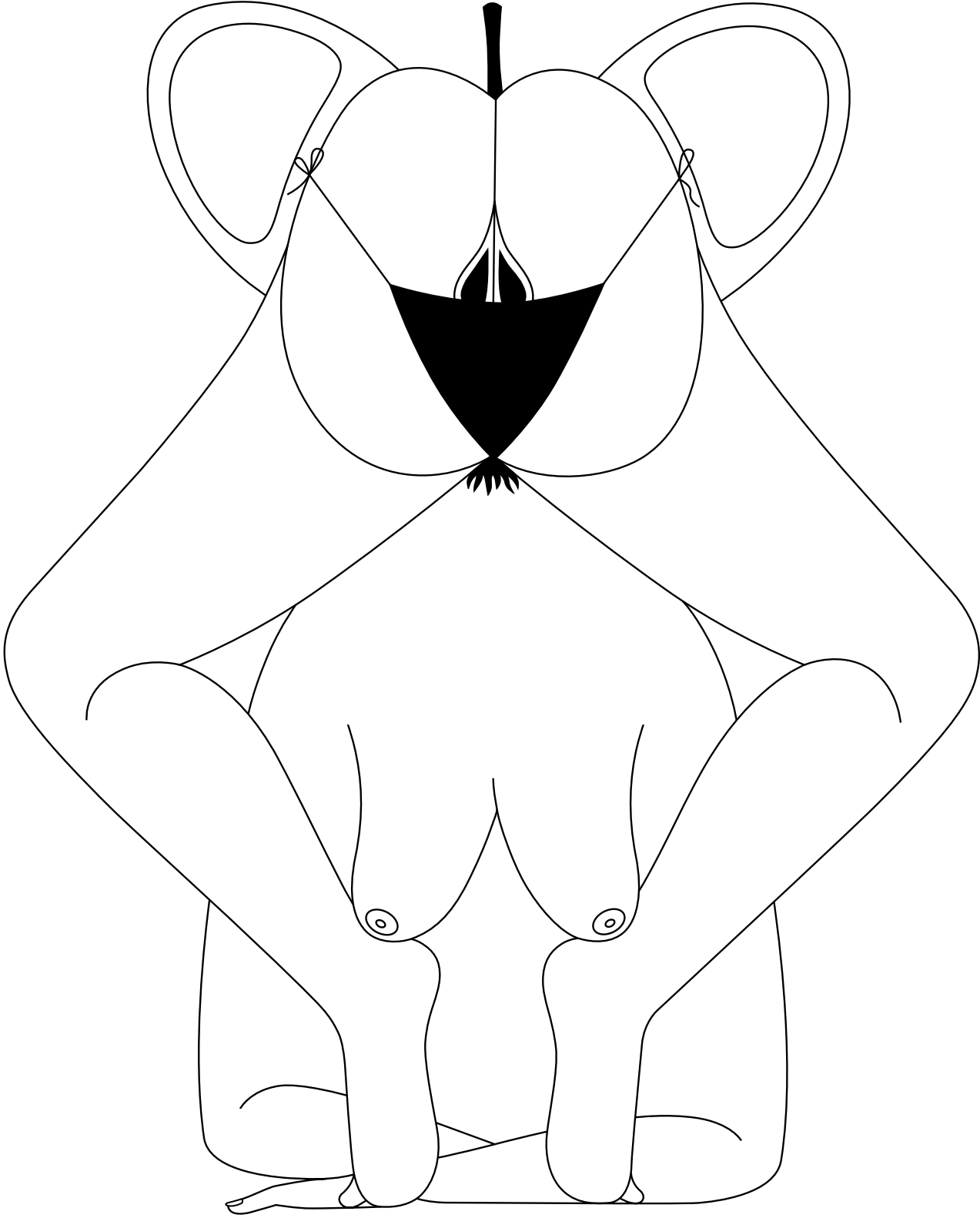
MG: Was ich wirklich bemerkenswert finde, ist, dass Pasolini wieder auf unsere Bühnen und in unser Bewusstsein zurückdrängt. Wir haben letztes Jahr „Accattone“, seinen ersten Film, bei der Ruhrtriennale gemacht. Zeitgleich gab es eine riesige Ausstellung in Berlin im Martin-Gropius-Bau zu seinem Gesamtwerk. Der Kulturtheoretiker Georges Didi-Huberman gab ein Buch heraus, „Das Überleben der Glühwürmchen“ – eine wunderbare Analyse, weshalb Pasolini auf einmal für uns wieder wichtig wird. Irgendetwas beschäftigt uns wirklich an diesem Werk, sonst würdest du es ja auch nicht machen.

MR: Für mich strahlt Pasolinis Werk eine Würde aus, fast eine Heiligkeit – jede Einstellung ist gesetzt, jede Dialogzeile, das hat alles eine hohe, völlig unironische Künstlichkeit. Wir unterliegen ja seit 50 Jahren dem Naturalismus-Terror auf der einen Seite und der Verkleinbürgerlichung unserer Welt auf der anderen. Bei Pasolini gibt es diese Feier des Proletarischen, des Ursprünglichen in „Accattone“ oder im „Evangelium nach Matthäus“. Es gibt diese Transzendenz in der Art, wie er diese oft zahnlosen, zerfurchten Gesichter filmt, diese kleinen Ganoven und Soldaten. Die würdest du heute gar nicht mehr finden. Als Haneke zum Beispiel Tagelöhner gesucht hat für „Das weisse Band“...

MG: Da hat er sie nicht mehr gefunden!

MR: Genau, und musste sie aus Rumänien holen.





**“ Für mich strahlt Pasolinis Werk eine Würde aus, fast eine Heiligkeit – jede Einstellung ist gesetzt, jede Dialogzeile, das hat alles eine hohe, völlig unironische Künstlichkeit. ”**

MG: „Accattone“ wird eingeleitet mit einem Dante-Zitat. Pasolini eröffnet sofort den Dialog mit seiner kulturellen Erbschaft. Und, wenn du dir den Film sehr genau anschaust, dann findest du zu jedem Bild eine Korrespondenz in der Malerei. Es gibt zum Beispiel die liegende Frauenfigur, die Prostituierte Magdalena, die mit tausend liegenden Venusfiguren der Renaissance korrespondiert. Sie erfährt bei Pasolini aber eine interessante Umschrift, denn diese Frau hat ein gebrochenes Bein. Das heisst, du hast da eine Magdalena liegen, die einen Gips trägt, also buchstäblich gebrochen ist. Die andere Frauenfigur, die Arbeiterin Stella, erscheint immer aufrechtstehend aus dem Dunkeln – eine Persephone-Figur, die aus der Dunkelheit ins Licht kommt. Und zwischen diesen beiden Frauen ist Accattone positioniert.

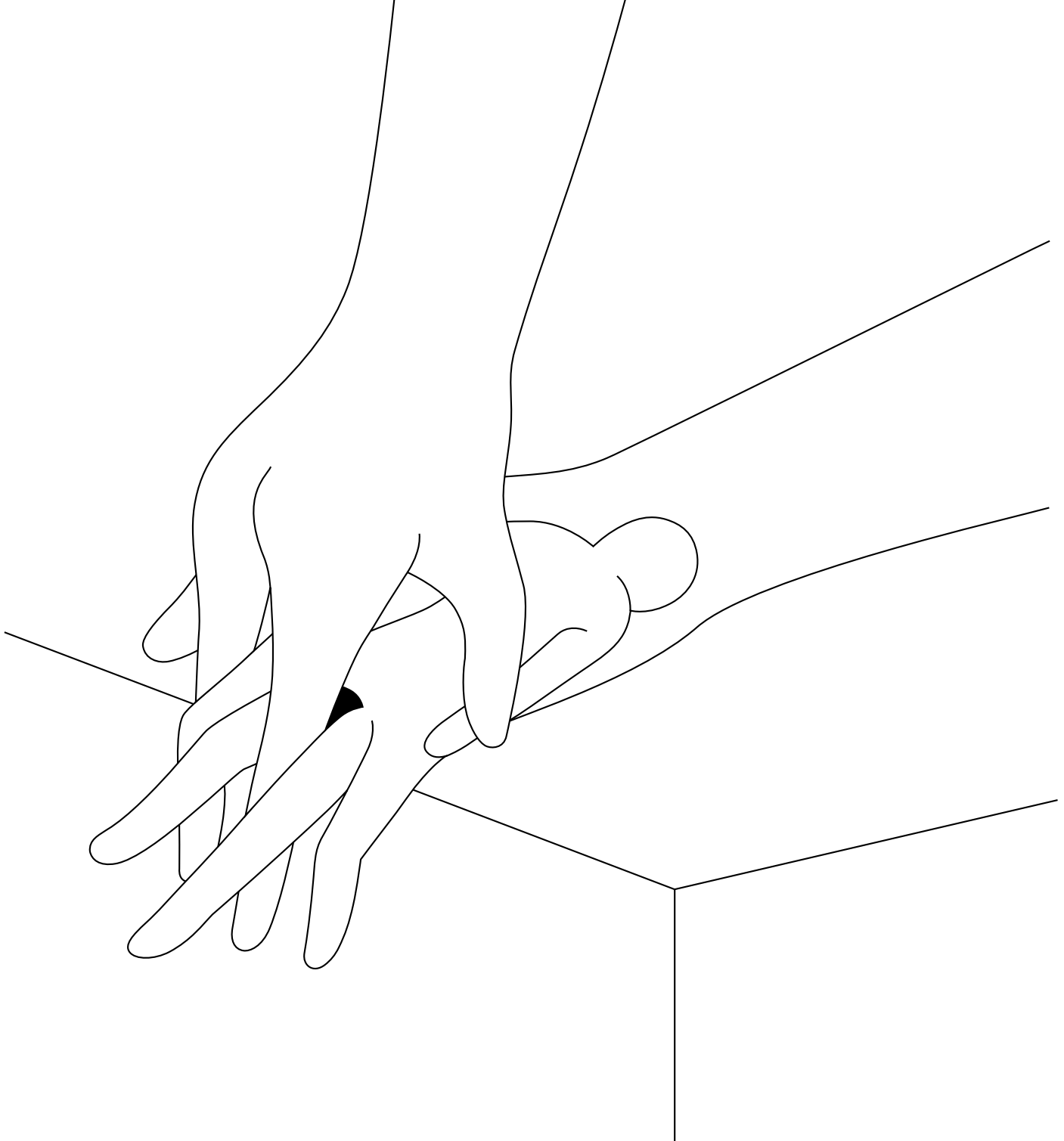
MR: Ja das stimmt. Für mich ist Pasolini vielleicht der einzige Künstler oder Intellektuelle, bei dem ich bei jeder Zeile oder jeder Einstellung denke: „Ja, das stimmt eigentlich, was er sagt.“ Auch wenn ich nicht gleicher Meinung bin, denn er war ja wahnsinnig idiosynkratisch, wahnsinnig verbohrt in seinen Überzeugungen. Er war beispielsweise gegen die Abtreibung: Das Leben war für ihn heilig. Gleichzeitig ist seine Gegnerschaft natürlich dialektisch. Er sieht den Widerspruch zu seinem sonst sehr libertären Denken etwa in Bezug auf die Selbstbestimmung der Frau. Es ist interessant, Pasolinis Paradoxien weiterzudenken. Heute führt die Pränataldiagnostik dazu, dass die Mitglieder des Theaters HORA, von denen die meisten Trisomie 21 haben, die letzten ihrer Art sind: Es werden keine neuen mehr geboren, die werden alle abgetrieben. Und da leuchtet Pasolinis eigentlich konservative Rede von der „Heiligkeit des Lebens“ wieder ein.

LB: Ich glaube, was die Generation von

Pasolini erlebt hat, ist technologisch unvergleichlich viel umstürzlerischer gewesen, als das, was wir heute erleben. Ich finde es immer wieder erstaunlich... Hans Staub zum Beispiel, einer der Fotografen der Schweiz der Dreissiger- bis Sechzigerjahre, hat grosse Reportagen gemacht und ist durchs Land gereist. Von dieser Schweiz, die er gefilmt hat, gibt es keine Spur mehr, die ist zwischen 1965 und 1980 verschwunden. Du siehst es an den Hüten! Es gibt keine Hüte mehr. Wenn du dir die Berufe anschaust, da gab es noch den Drechsler, Korber, Schmied. Dagegen ist das, was in den letzten zwanzig Jahren geschehen ist, wirklich Pipifax.

Ich habe das auch in den letzten fünf Jahren lernen müssen, dass wir jetzt in die Position kommen, dass wir den Menschen, die zwanzig oder zehn Jahre jünger sind, gewisse Dinge erzählen müssen. Ich finde, das ist eine total schwierige Transformation innerhalb des erwachsenen Lebens. Dass du nämlich plötzlich merkst, es gibt niemanden mehr, der jetzt noch Traditionsträger ist. Und wir müssen es unbedingt den Jüngeren erzählen!

MR: Ich habe noch eine Frage an euch beide: Wenn man nach Israel geht, hat man bei vielen linken Intellektuellen diesen melancholischen, eigentlich sehr konservativen Postzionismus. Wenn man nach Russland kommt, wird man sogar von Feministinnen mit anti-internationalistischen Positionen konfrontiert und in Frankreich gibt es viele ehemals linke Intellektuelle, die heute konservative Positionen vertreten. Was haltet ihr davon? Ich meine jetzt nicht die vollkommen zynischen Populisten à la Trump, sondern die modernen Pasolinis, die konservative und linke Ideen zusammenbringen. Habt ihr euch mit denen ausgetauscht?



**LB:** Ich finde es sehr erstaunlich, wie deutlich das geworden ist. Also für mich ist schon in den letzten Monaten und Jahren sehr viel eindeutiger geworden, wo die Menschen stehen, wofür sie stehen und was der Boden ist, aus dem sie gewachsen sind. Ich denke, gerade rechte Positionen sind ja mittlerweile überall. Da muss man fast schon suchen, dass man das Andere findet.

**MG:** Ich würde es differenzieren. Also zum Beispiel wenn du sagst postzionistisch – das ist einfach eine unglaublich heikle Debatte. Da merke ich, das könnte mir jetzt auch passieren, dass ich da hineinfalle: Wenn du als jüdischer Mensch – was ich von der Herkunft her bin –, in einen tendenziösen Diskurs ver-

wickelt wirst, dann wirst du ihn je nachdem einfach mit einer Haltung abkürzen und konterkarieren, weil es in dem Moment ein Gegengewicht braucht. Aber was mich derzeit wirklich fassungslos macht, ist, von wie vielen Leuten ich die unsäglichsten Tiraden über Frau Clinton höre. Weil ich denke, okay, man kann ihr dies vorwerfen, man kann ihr jenes vorwerfen, aber unter dem Strich muss man sagen, es ist einfach eine brillante Frau mit enormer Erfahrung, die die Aufgabe von innen heraus kennt. Ich kann mir im Moment nichts Besseres wünschen als das. Was ist los? Wie frauenfeindlich ist der Diskurs? Und wie ist unser Selbstbild als Frauen geprägt, dass wir so negativ auf diese Frau reagieren?

LB: Ja, man schaue nur die Reaktionen auf Carolin Emckes Paulskirchenrede an, dann weiss man, wie mies der Diskurs ist.

MG: Da finde ich ja „Frau Schmitz“ extrem brauchbar und die Frage, wie ein weiblicher und ein männlicher Diskurs funktioniert. Was passiert, wenn man mit Frau Schmitz als Frau Schmitz oder mit Frau Schmitz als Herrn Schmitz, die ja ein und dieselbe Person sind, konfrontiert ist? Was passiert, wenn man als Arbeitgeber Herrn Schmitz eigentlich behalten will, Frau Schmitz aber sagt „I would prefer not to“, sie würde lieber als Frau die Karriere fortsetzen. Das ist ja auch für diese unsägliche Situation in Amerika total interessant: Du hast eigentlich eine „phallische“ Frau, eine Frau, die sagt: „Ja ich kann, ja ich will und ich glaube auch, dass ich die Richtige bin im Moment.“

LB: Unerträglich. Für Männer ist das unerträglich.

MG: Die Antwort auf Clinton ist in der Tat auch höchst rigide und möglicherweise eine gute Illustration dafür, was Antonio Gramsci ein morsches Symptom genannt hat. Etwas, dass am Ende einer Epoche auftaucht, in Umbruchzeiten also. An Trumps Kampagne und deren Wirkungsweise lassen sich übrigens auch ganz viele Fragen verhandeln, die uns in unserer Produktion „In Formation“ beschäftigen. Wie sieht es aus mit dem Rüstzeug, mit dem wir bis dato Demokratie verhandelt haben? Bricht uns mit den erdrutschartigen Verschiebungen in unserem Informationsverhalten, das sich immer mehr ins Internet und in unbezahlte Kanäle verlagert, die sogenannte vierte Säule weg, sprich zuverlässiger Journalismus? Was kommt auf uns zu, wenn Politik aufwendig als Soap inszeniert wird und dies die bisweilen mühsame Argumentation mit Fakten ersetzt. Wie gehen wir damit um, dass in unserer Welt, die uns eigentlich täglich zu komplexen Verknüpfungen zwingt, immer weniger Leute bereit zu sein scheinen, sich auf eine Botschaft einzulassen, die Twitterlänge übersteigt?

LB: Was mich eigentlich beunruhigt an der politischen Grosswetterlage in Europa, sind gar nicht so sehr die Extremisten. Die Extremisten sind etwas, was die europäische Geschichte schon immer begleitet hat. Ich glaube, es gibt eine unglaubliche Zukunftsverdrossenheit. Eine Angst davor, dass wir eigentlich in einer Latenzzeit leben und wir

alle auf eine ganz bestimmte Katastrophe zu leben müssen, nach der dann alles irgendwie bei null beginnen könnte. Und das macht mir deshalb Sorgen, weil wir als Künstler eigentlich immer die Zukunftspessimisten hätten sein müssen, oder? Ich griff heute aus der Badewanne blind nach einem Buch im Bücherregal und hatte den Band von Marcel Reich-Ranicki über Thomas Bernhard in der Hand. Und diese Freude, dass es da noch einen Künstler gibt, der sich in diese Weltuntergangsszenarien und in diese misanthropischen Exzesse hineingibt, und diesen Bildungsbürger, der darauf verweist, wie wichtig diese Position ist. Und du liest das und denkst, das ist jetzt mehrheitsfähig, diese Position, dieser misanthropische Thomas Bernhard. Das ist genau das, was überall eigentlich zum Tragen kommt.

*Das ist nur ein kleiner Auszug des Gesprächs, das bis in den späten Abend fortgeführt wurde. Die drei Gäste fanden keine positivere Beschreibung der derzeitigen politischen Stimmungslage, die ein paar Tage darauf in der Präsidentschaftswahl in den USA befürchtetermassen auch entsprechend zum Ausdruck kam.*

*Aufgezeichnet von Gwendolyne Melchinger und Irina Müller.*

## Frau Schmitz

von Lukas Bärfuss / Regie Barbara Frey  
Uraufführung

Mit Gottfried Breiffuss, Carolin Conrad,  
Lambert Hamel, Henrike Johanna Jörissen  
Lisa-Katrina Mayer, Dominik Maringer,  
Markus Scheumann, Friederike Wagner,  
Susanne-Marie Wrage, Milian Zerzawy

28./31. Dezember / 3./10./19./28. Januar, Pfauen

Unterstützt von der Stiftung Corymbo

## Die 120 Tage von Sodom

siehe Seite 15

## Madame de Sade

siehe Seite 18